

**März 3/2009**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Sr. Ancilla Wißling Der offene Himmel	65
Josef Herberg Ist noch Zukunft? Ja – aber!	67
Felix Genn Betrachtungen zur Theologie der Heiligen Drei Tage	75
Martin Lätzel Der Standpunkt Gottes in der Stadt	81
Georg Langenhorst Vom „Phantomschmerz der amputierten Antennen“	87
Literaturdienst: Thomas Dienberg, Gregor Fasel, Michael Fischer (Hrsg.): Spiritualität & Management Valentin Dessoy, Gundo Lames (Hrsg.): Denn sicher gibt es eine Zukunft (Spr 23,18)	93

---

# Vom „Phantom-schmerz der amputierten Antennen“

**Theodizee-Verweigerung bei  
Thomas Hürlimann**

---

Viele deutschsprachige Schriftstellerinnen und Schriftsteller der Gegenwart öffnen sich der Suche nach Religion und der Auseinandersetzung mit der Gottesfrage. Nach Jahrzehnten weitgehender Tabuisierung findet sich eine erstaunlich breit gestreute neue Unbefangenheit im literarischen Zugang zu Religion.<sup>1</sup> Ob bei *Ralf Rothmann*, *Arnold Stadler*, *Hanns-Josef Ortheil*, *Ulla Hahn* oder *Petra Morsbach*, ob bei *Michael Krüger*, *Felicitas Hoppe* oder *Sibylle Lewitscharoff* – ob im Roman, in der Lyrik oder auf der Theaterbühne: Religion ist im Kontext der Postmoderne nicht *wieder* ein Thema, sondern *neu*, anders, herausfordernd und in ganz unterschiedlicher ästhetischen Form und inhaltlicher Gestaltung.

Ein herausragender und ganz eigen geprägter derartiger Zugang findet sich im Werk des Schweizer *Thomas Hürlimann* (\*1950). Dieser Zugang soll im Folgenden skizziert werden, ohne dabei das Gesamtwerk des Autors angemessen darstellen zu können. Hürlimann wurde zunächst vor allem als Dramatiker bekannt. Nach einem abgebrochenen Philologiestudium in Zürich und Berlin war er mehrere Jahre in unterschiedlichsten Funktionen an einigen großen deutschsprachigen Theaterbühnen (Berlin, Stuttgart, Zürich) beschäftigt. Seine Bearbeitungen von Calderóns „Welttheater“ zum 2000 und 2007 unter großen öffentlichen Diskussionen aufgeführten „Einsiedler Welttheater“ gehören

zu den theatralen Höhepunkten der letzten Jahre.<sup>2</sup>

## Vom Ordenszögling zum Atheisten

Seit einigen Jahren lebt Hürlimann als freier Schriftsteller in Berlin. Einem breiten Publikum ist der vielfach preisgekrönte Autor (zuletzt: Joseph-Breitbach-Preis 2001; Jean-Paul-Preis 2003; Schillerpreis 2007) jedoch vor allem als Erzähler bekannt. In seinen Geschichten, Novellen und Romanen verarbeitet er vor allem die eigene Biographie als fiktional ausgestaltetes Zeugnis von Zeitgeschichte. Tatsächlich verbinden sich in dieser Biographie Linien, die über das individuelle Einzelschicksal hinaus verweisen. Thomas Hürlimann ist der Sohn des katholischen ehemaligen Schweizer Präsidenten Hans Hürlimann und seiner Frau, der aus einer jüdischen Textilfabrikantenfamilie stammenden Marie-Theres Duft. Ein Onkel, Johannes Duft, wurde katholischer Priester und arbeitete als Bibliothekar der weltberühmten Stiftsbibliothek in St. Gallen. Wie zuvor schon der Vater war Thomas selbst Schüler des katholischen Internats der Stiftsschule in Einsiedeln. Sein jüngerer Bruder Matthias starb zwanzigjährig an Krebs.

All diese Prägungen, Erlebnisse, Rahmen-daten des eigenen Lebens werden in Hürlimanns Prosa entfaltet. Seine Werke lesen sich mit ihren wiederkehrenden Figuren, Orten und Themen wie eine „autobiographisch grundierte Schweizer Familiengenealogie“<sup>3</sup>, die sich nicht an biographisch-historischer Stimmigkeit messen lassen muss, sondern an ästhetischer Stringenz. In seinen Romanen geht es immer wieder um Tod und Sterben, um Schuld und Verantwortung, um Sehnsucht nach Veränderung und Verwandlung. Fragen nach Religion, Theologie und Konfession nehmen dabei einen zentralen Stellenwert ein. Folgen wir den wesentlichen Stationen dieser Spuren!

Die erste Erzählsammlung „Die Tessinerin“ (1981) wurde vor allem durch die Titelgeschichte bekannt, in der Hürlimann

das qualvolle Sterben seines Bruders literarisch verarbeitet. Einfühlsam, genau und beklemmend beschreibt er das Sterben einer Lehrersfrau in einem innerschweizerischen Gebirgsdorf: „Wer in einem Sterbehaus an einem Sterbebett jemals gesessen hat, weiß, dass unsere Uhrzeit ihre selbstverständliche Gültigkeit verlieren kann.“<sup>4</sup> Religiöse Deutungen und Reflexionen werden hier nur sehr sparsam gesetzt. Sie treten eher hervor in der gleichfalls in den Erzählband aufgenommenen kurzen Geschichte „Das Innere des Himmels“, in der Hürlimann die Ankunft des knapp 13-jährigen im katholischen Stift Einsiedeln schildert. Tief beeindruckt schreitet er die Schritte hinauf zur Klosterkirche „hinein in eine hohe, stille Dämmerung“, deren Zielpunkt die berühmte *Schwarze Madonna* ist. Er spürt: „Die Zeit hebt sich auf und auch der Raum“ (70). Für den Bub steht fest: „Dieser Raum gleicht dem Innern des Himmels.“ (71) Die Geschichte, die den kommenden Drill und die harte Schule der Disziplin in der Klosterschule bereits erahnen lässt, aber deren Vor- und Weitererzählung hier noch der Fortsetzung harret, schließt mit der Einsicht: „Ich war jetzt drin drin drin, die Klingel verhallte, das Portal fiel ins Schloss.“ (72)

Eine Fortsetzung der autobiographisch inspirierten, religiös relevanten Dimensionen im Werk Hürlimanns findet sich in essayistischer Form in der 1997 erschienenen Sammlung „Das Holztheater“. In „Der Club der Atheisten, eine Erinnerung“ gibt er Einblicke in die Jugendzeit auf der Einsiedelner Klosterschule. Dort gründeten die fünfzehnjährigen Zöglinge aus Protest gegen die formalen wie inhaltlichen Zwänge „einen Atheistenclub“.<sup>5</sup> Als Aufnahmeprüfung kletterte er selbst mitten während des sonntäglichen Hochamtes in den Dachstuhl der Klosterkirche hinauf und ließ aus der Kuppel ein Papierflugzeug in das Kirchenschiff heruntersegeln mit der von Nietzsche entlehnten Aufschrift: „Die Religion sei der ‚Wille zum Winterschlaf‘“ (15) Zwei Jahre später, mit 17 und damit im Jahre 1968, habe man sich nicht mehr mit derartig harmloser

symbolischer Rebellion begnügt, sondern das Rektorat besetzt und die verhassten Kutten verbrannt. Sicherlich, das war befreiend, bewegend, diese Revolution und Abkehr „gehört zu den schönsten meines Lebens“ (15), doch aus zeitlicher Distanz folgen erstaunliche Schlussworte. Er wolle nicht verschweigen, „dass mich hie und da ein sonderbares Heimweh überfällt“ ... „immer öfter fehlt mir der Überbau, die schwindelerregende Kuppel, zu der ich, mal dankbar, mal wütend, aufblicken kann.“ (15f.)

Die Erfahrung dieses Verlusts wird an mehreren Stellen konkretisiert. Rückblick: „Als Buben waren wir Ministranten und fromm. Alles hatte seine Ordnung, und die war von Gott, nicht von den Menschen gemacht.“ (64) Zentraler Teil dieser Ordnung war das Verständnis der eucharistischen Wandlung. Und genau dieses *Geheimnis des Glaubens* sorgte letztlich für den Riss: „Eines Tages, ich war etwa 15 Jahre alt und Schüler der Stiftsschule Einsiedeln, verlor ich das Geheimnis.“ (64) Nein, unwiderlich gelte: Die „Zeit des Wünschens“ sei „vorbei, der Glaube an das Wunder, die Hoffnung auf die *Verwandlung* kam uns abhanden, radikal“ (74f.) Diese Verwandlung, zentraler Inbegriff religiöser Gläubigkeit, habe Platz gemacht dem Glauben an Veränderung, in sich wichtig, in Literatur, im Theater, in der Politik umsetzbar, aber eben nicht gleichwertig: „Veränderungen können wir befördern und beobachten, Verwandlungen nicht.“ (77) Einerseits sei er „froh, dass ich den Dogmen und Normen einer streng katholischen Welt entkommen“ sei, andererseits empfinde er „aber eine gewisse Leere“ (60). Zunächst sei er davon überzeugt gewesen, „nun würden meine metaphysischen Antennen ins Leere zap-peln“, dann aber habe er mehr und mehr einen „Phantomschmerz der amputierten Antennen“<sup>6</sup> verspürt. Was für ein Bild: Religiös-metaphysische Prägung und Sehnsucht als „Phantomschmerz der amputierten Antennen“...

## Aufbruch der Theodizee-Frage

Erzählerisch, fiktiv-literarisch finden solche Gedanken und Reflexionen ihre Fortsetzung in Hürlimanns erstem Roman, „Der große Kater“ von 1998. Er rückt den wenige Jahre zuvor verstorbenen Vater in literarischer Verkleidung ins Zentrum. Die Handlung führt in das Jahr 1979: Der schweizerische Bundespräsident (stets „Der Kater“ genannt, sein „Vulgo“, sein „Studentenname“)<sup>7</sup> empfängt das spanische Königspaar zu einem Staatsbesuch. Während der jüngste Sohn im Sterben liegt, versucht der Präsident das offizielle Programm durchzustehen. Sein langjähriger Rivale Dr. Pfiff, nun Chef der Sicherheitspolizei, hat die Idee, einen werbewirksamen, von der Presse und den Medien dokumentierten Besuch der Damen des Staatsempfangs am Sterbebett des Sohnes mit aufzunehmen. Kater durchschaut den Plan als Versuch, ihn aus dem Amt zu drängen. Er weist den Plan zurück, fürchtet er doch die mögliche Reaktion seiner Frau Marie, sie könnte ihn als „eine Art Abraham“ ansehen, der bereit sei, „den eigenen Sohn zu opfern – auf dem Altar der Öffentlichkeit“<sup>8</sup>. Kaum zufällig: Die letztlich nicht vollzogene Opferung Isaaks (Gen 22) wird dem gesamten Roman als Motto vorangestellt und immer wieder leitmotivisch in die Handlung integriert. Die Welt „des Katers“ zerbricht, er opfert letztlich nicht den Sohn, sondern seine politische Karriere. Er, der unermüdliche Macher und Schaffer, selbst früherer Zögling der Eliteschule des Einsiedelner Internats, beugt sich dem Gebot der Sterblichkeit.

Die Theodizeefrage zerstört in ihrer existentiellen Dringlichkeit und Ausweglosigkeit den harmonischen Schein von leidlos planbarem, allein dem eigenen Gestaltungsschaffen unterworfenem Leben. Kater selbst weist darauf hin, dass er seit seiner Jugend in der Klosterschule „einen klassischen Stein des Anstoßes“ herumwälze:

*„Unde malum. Woher kommt das Böse. Theologisch formuliert: Gott hat alles ge-*

*schaffen, das Universum, unsere Welt und die Menschen. Ja, alles schuf dieser Gott (...) Aber kann denn Gott, der Allgütige, auch sein eigenes Gegenteil erzeugen? Oder klafft da ein Widerspruch, ein entsetzlicher Irrtum in der göttlichen Logik? Mein Sohn ist krank, auf den Tod ist er krank, und wer lässt ihn leiden, wer lässt ihn krepieren – ein allgütiger Gott?“ (43)*

Zwar sei er „ein gläubiger Mensch“, also gehe er davon aus, diese Welt sei „von Gott geschaffen, vom *summum bonum*“, aber das bedeute eben unerklärlicher Weise leider nicht „das Böse sei inexistent“ (46). Kater wird so als ein Mann vorgestellt, der in seiner traditionellen Gläubigkeit ganz und gar von der Theodizeefrage durchdrungen ist, ohne sich ihr letztlich jedoch wirklich zu stellen.

Seine Frau Marie wird ihn dazu zwingen. Angesichts des geplanten Damenprogramms, das ihr zumutet, ihren sterbenskranken Sohn werbewirksam politisch zu verzwecken, verweigert sie die lebenslang vorbildlich übernommene Rolle als alles mittragende Präsidentengattin: Beim Galadiner zu Ehren der spanischen Monarchen greift sie ihren Mann an. Sie selbst stellt nun vor aller Öffentlichkeit die Theodizeefrage: Die Welt ihres Mannes, so ergreift sie das Wort „ist von Gott geschaffen, und das heißt natürlich, dass alles, was geschieht, aus Motiven geschieht, die an sich gut sind“ (125) Der bei dem Festbankett anwesende päpstliche Nuntius Monsignore Tomaselli – eine etwas zu stark klischeehaft gezeichnete Nebenfigur – erläutert theologisch versiert was es bedeute, in analoger Sprache von der Güte Gottes zu reden, doch damit gibt sich Marie nicht zufrieden. „Und dieser Gott“, bohrt sie weiter, „ist wirklich und wahrhaftig ein guter Gott? (...) Und lässt es zu, dass unschuldige Kinder qualvoll sterben?“ (128) Konsequenter und energischer verweigert sie die Zustimmung zu diesem Gedanken: „Wenn der Schöpfer wirklich und wahrhaftig allgütig ist, müsste doch (...) ein Hauch seiner Güte zu fühlen sein, seiner Güte (...) nicht seiner Grausamkeit“ (129).



Erneut kontert der Nuntius rhetorisch geschult: Marie sei wohl „wie viele der irrigen Ansicht, Gott sei durch die Vorsehung in unsere Taten involviert“. Tatsächlich wisse und sehe dieser alles, auch das Übel und die Not der Welt, ja doch, aber „daraus abzuleiten, er habe es ausgeheckt, direkt bewirkt oder gar verschuldet, scheint mir eine unzulässige Interpretation eines alten, schönen Wortes zu sein“ (130) Marie ist empört über diese glatt-versierte, alle Anfragen zum Verstummen bringende theologische Dialektik und geht zum endgültigen persönlichen Angriff über: Wie gut sei ein „Politiker, der mit seinen Handlungen und Entscheidungen die eigene Familie zerstört“ (131), fragt sie und eröffnet dem ahnungslosen und schockierten spanischen Königspaar, dass in der am Folgetag zu besuchenden Klinik der eigene Sohn im Sterben liegt. Ein Eklat! Kater spürt, dass seine politische Karriere, seine Ehe, sein Glauben an ihr Ende angelangt sind. Die mühsam zusammengehaltene Weltsicht bricht in sich zusammen. Im Sterben des Sohnes, in der Vorstellung des personifizierten Todes wird ihm Gott endgültig als „der Große Niemand“ (16, 28, 124, 167) bewusst, mit dem er schon seit seiner Jugend gerungen hat.

Kein Atheismus, kein Agnostizismus: „Ich bin und bleibe ein frommer, demütiger Mensch“ (184), so der Kater. Sein Umgang mit Gott trägt eigene Züge: Früher habe er „Gott im Guten vermutet“ oder „ihn immer wieder in die Zukunft verlegt“ (184). Nun sei ihm klar, dass beides auf einem Irrtum beruhe. „Im Sterben meines Sohnes offenbart mir Gott seine Abwesenheit“, erklärt der Kater, um hinzuzufügen: „durch seine Abwesenheit teilt er mir mit, dass es ihn gibt“ (185) Und die Welt, das Leben? Sein zuvor bei aller Theodizeeempfindlichkeit optimistischer Blick auf die Welt kehrt sich ins Gegenteil: Seine Frau habe „vollkommen recht“, die „Welt ist mitnichten im Guten verwurzelt“ (183). „Wenn wir aber Augen haben (...) sehen wir Leiden, überall Leiden. Nicht das Gute, das Böse ist wirkungsmächtig“. Er fährt fort: „Was uns jetzt, an diesem strahlenden Morgen, wie das

Paradies erscheint, ist in Wahrheit eine Stätte des Übels, des Sterbens, des Verwesens“ (183) Und: „Was ist der Mensch? Ein König, ein Käfer, ein Nichts.“ (198) Wie nur in wenigen Romanen zuvor wird hier erzählt, wie die lange Zeit verdrängte, künstlich stillgestellte und unbeantwortbare Theodizeefrage in einem Leben aufbricht und den Schein der Lebensroutine zerstört: „Gestern Abend bin ich sehend geworden.“ (184). Dieses Motiv des Einbruchs der Theodizeefrage in die scheinbar ruhige Lebensroutine des Alltags – bei Hürlimann seit der „Tessinerin“ vorherrschend – wird ihn auch danach nicht loslassen.

### **Jüdische und katholische Wurzeln**

Doch zuvor zu einem anderen bestimmenden Motiv in seinem Schreiben. In der 2001 erschienenen Novelle „Fräulein Stark“ – durch einen völlig unsachlichen Antisemitismusvorwurf breit und umstritten diskutiert – wendet sich Hürlimann erstmals ausführlich dem jüdischen Teil seiner Familiengeschichte zu. Schon in „Der Große Kater“ war der verdeckte Antisemitismus weiter Kreise in der Schweiz miterzählt worden. Nun wird er zum Thema.

Die Novelle schildert den Sommer des pubertär-erotisch aufblühenden 12-jährigen Ich-Erzählers, bevor er in die Klosterschule Einsiedeln eintritt. Er ist zu Besuch bei seinem Onkel, dem Prälaten und Stiftsbibliothekar in St. Gallen. Dieser hat sich angesichts der jüdischen Wurzeln seiner Familie umso stärker in die Welt des Katholizismus zu integrieren versucht. Wie seine Mutter – Spross der jüdischen Familie Katz, später zum Christentum konvertiert – bekennt er sich umso inbrünstiger zum Christentum. Hürlimann schildert ihn als Prälaten, der „das Wandlungswort jubelnd, ja verzückt zum Altarbild hinaufschmettete“, so dass man „erschrocken, fast ein wenig angewidert“<sup>9</sup> den Blick gesenkt habe. „Vom Geschlecht der Katzen hatte ich damals keine Ahnung“ (36), gesteht der Ich-Erzähler. In diesem Sommer aber machte er sich auf die

Suche nach den familiären Wurzeln dieser Familie, genauer: nach Joseph Katz, dem jüdischen Großvater mütterlicherseits. Je mehr er über die im Buch miterzählte Geschichte der Familie erfährt, umso weniger fühlt er sich wohl: „der Nepos eines Katz, der Sohn einer Kätzin, das passte mir immer weniger“ (79). „Ich möchte sein wie alle“ (83), gesteht er der Haushälterin des Onkels, dem im Titel der Novelle angeführten „Fräulein Stark“ unter Tränen.

Der Onkel ist alles andere als begeistert, als er erfährt, dass sein Neffe sich auf die Spuren der Familiengeschichte begeben hat. „Ihn störte, dass ich aus den Schubladen das Geschlecht der Katzen herausgeholt hatte.“ (88) Tatsächlich findet der Erzähler heraus, wie sein Großvater – der aus dem Osten vertriebene Jude – in eine Textilfabrikantenfamilie eingeheiratet, nach dem Tod seiner zum Christentum konvertierten, ebenfalls aus dem Judentum stammenden Frau im Jahre 1933 jedoch alles wieder verloren hatte. Und sein Sohn, der jetzige Prälat und Onkel des Erzählers? Nun, der müsse genau zu diesem Zeitpunkt „die Berufung zum Priester gefühlt“ haben, jedenfalls war er Hals über Kopf in ein Seminar geflüchtet, wo man ihn „mit offenen Armen empfangen“ (97) habe. Seine Erfolg versprechende akademische und kirchliche Karriere sei dann aber 1938 abrupt abgebrochen, und er habe froh sein dürfen, als Stiftsbibliothekar sein Auskommen gefunden zu haben. Das Buch endet mit dem bereits in „Das Innere des Himmels“ beschriebenen Aufbruch in das Internat nach Einsiedeln. Das Leben zwischen einer in die Gegenwart hineinreichenden jüdischen Vergangenheit und einem vom Katholizismus bestimmten Leben aber ist damit noch nicht zu Ende erzählt.

Auf das Vaterbuch „Der Kater“ folgte 2006 ein Mutterbuch „40 Rosen“, der bis dato wohl gelungenste der Romane Thomas Hürlimanns. Die fiktiv gestaltete Marie Meier, Pianistin und Politikergattin, hat sich ganz und gar ihrer öffentlichen Rolle verschrieben. „On a du style“<sup>10</sup>, das Motto ihrer Mutter, wird auch ihr zum Leitspruch. Dass diese nach außen präsentierte *heile Welt* auf

traumatischen Erfahrungen beruht, wird nicht ausgespart. Innerhalb der Kernfamilie Katz gab es Spannungen. An Weihnachten 1937 – die vom Judentum zum Christentum konvertierte und religiös inbrünstige Mutter ist schon einige Jahre tot, der jüdische Vater lebt eher religionslos, der viel ältere Bruder ist Priester geworden, hat aber kaum Kontakt zu Vater und Schwester – kommt der Bruder zu Besuch. Nachdrücklich und gegen den Widerstand des Vaters versucht er die elfjährige Marie zum Besuch der Weihnachtsmette zu bewegen. „Gott existiert. Und wenn wir ihn nicht sehen, so heißt das nur, dass wir Menschen das wahre Sein nicht erfassen können. (...) Mir geht es um dein Seelenheil, Marie. Mir geht es darum, dass du begreifst, dass deine Seele wirklicher ist als dieser Kaffeekrug oder die Landschaft da draußen.“ (60)

Marie begleitet ihn tatsächlich. Wieder daheim erklärt er dem Mädchen, dass er wegen der „politischen Umstände“ wieder in der Schweiz lebe und eben als Bibliothecarius seine „Bücherarche“ (63) in St. Gallen gefunden habe. Der Aufforderung, ihm dorthin zu folgen, kommt sie jedoch nicht nach. Keck gibt sie ihm zu verstehen: „Die katholische Luft ist nichts für mich. (...) Bin zwar getauft, aber (...) eher eine Katz. Ich vertrage kein Halsband.“ (67) Konsequenz: Als Tochter des Juden Katz hatte sie, trotz des Übertritts zum Christentum, schon in der Schule unter antisemitischen Anfeindungen und Ausgrenzungen zu leiden. In der Zeit der Hitlerdiktatur im benachbarten Deutschland steigerten sich diese Feindlichkeiten bis hin zu öffentlichen Affronts. Um ihre Sicherheit zu garantieren gelingt es dem Bruder, einen Platz für sie in einem katholischen Internat besorgen. Doch auch hier bleibt sie Außenseiterin: „Zwar getauft, aber... Zwar katholisch, aber...“ (138) So übersteht sie die Jahre bis 1945: „Amen, Amen. Beten und lernen, lernen und beten.“ (142)

Später, längst verheiratet mit dem aufstrebenden Juristen und Politiker Max Meier, enden die Anfeindungen zwar offiziell, bleiben aber untergründig bestehen: „Die

Zeiten, da man die geborene Katz geschnitten hatte, waren vorbei, endgültig.“ (303) Schlimmer: Nicht nur, dass sie mit der Erinnerung an tot geborene Zwillingsstöchter leben muss, nun wird auch noch bei dem gerade erwachsenen Sohn eine Krebserkrankung diagnostiziert. Mühsam erhält Marie die Welt des schönen Scheins aufrecht, dessen Symbol jene 40 Rosen sind, die ihr der Ehemann Jahr für Jahr in festgelegter Routine zum Geburtstag zustellen lässt. Der Preis, den Marie zahlt, ist eine von ihr selbst bewusst wahrgenommene Spaltung der Persönlichkeit. In ihrem Tagebuch beschreibt sie dies wie folgt: Da gibt es jene, „die im Innern lebt“, diese „habe ich Sternemarie getauft“ und jene, die nach Außen wirkt und wahrgenommen wird, die „Spiegelmarie“ (293).

Ausgerechnet an einem Weihnachtsfest zerbricht das sorgsam aufrecht erhaltene Gleichgewicht. Wieder ist der Bruder zu Besuch und schwadroniert über seine theologischen Forschungen. „Ja, Gott *ist*, er existiert, allerdings vermögen wir ihn so wenig zu erhaschen wie das flüchtige Jetzt.“ (297) Er moniert, dass seine Schwester das alte katzsche Erbe offenbar immer noch nicht aufgegeben habe, immer noch keine regelmäßige Kirchgängerin sei, was weder er, der Pfarrer akzeptieren könne, noch ihr Mann, der Politiker, der im Lichte der Öffentlichkeit steht: Beide könnten nicht akzeptieren, „dass du nicht zur Messe gehst. Ich aus religiösen Gründen, er aus politischen.“ (298) Auf die Provokation reagiert Marie mit unerwarteter Offenheit: „Ich glaube an Gott“ bestätigt sie, um gleich darauf einzuschränken: „er tut mir sogar ein bisschen leid“ (299). Wie schon in „Der große Kater“ wird die Theodizeefrage zum Sprengmittel der bürgerlichen Fassade. Marie durchbricht den Schweige-konsens ihrer Familie, in der über die totgeborenen Zwillinge nicht geredet wird. Maries Bruder, der aus „Fräulein Stark“ bestens bekannte Pfarrer, beharrt darauf, dass diese – da ungetauft – von der Erlösung ausgeschlossen seien. Marie erinnert sich an ein zurückliegendes Gespräch mit dem Bruder.

„Leider konnten sie nicht getauft werden. Aber dafür können sie doch nichts! Nein, dafür können sie nichts. Sie sind völlig unschuldig, ohne jede Sünde!“ (250) Nun bricht es aus ihr heraus: Was soll Marie ein solcher Gott? „Meschugge sind die Herren Theologen, die allen Ernstes behaupten, beim Erschallen der Posaune kehre jedes Leben zum Schöpfer zurück, jedes Bein, jeder Arm, jede Zunge – außer den totgeborenen Babys natürlich.“ (299) Mit diesem Ausbruch zerstört sie die Tabus. „Marie“, raunt ihr Ehegatte, „dein Benehmen ist widerlich.“ (300)

Das in vielen Zeitsprüngen, Erinnerungen, Reflexionen erzählte Buch ist – neben anderem – einer der theologisch tiefsten Romane der letzten Jahre. Zum Ausdruck kommt ein „leidenschaftlicher und mutiger, ein christlich geprägter Humanismus“<sup>11</sup>. Der Autor Hürlimann kann sich mit der immer wieder in aller Dringlichkeit gestellten Theodizeefrage nicht versöhnen. Sein literarisches Werk spricht – anders als bei einigen anfangs genannten Autorinnen und Autoren – weniger für eine neue literarische Unbefangenheit im Umgang mit Religion, als vielmehr für ein Nicht-Fortkommen vom Ringen um den abgelegten aber immer noch prägenden Glauben. Dem Schweizer erscheint die vertraute und detailliert geschilderte Welt des Katholizismus letztlich als zu glatt und angepasst an die Vorgaben der politischen Macht. Das Erbe des Judentums wird als Gegenfolie, als wirkmächtig bleibende Tradition in diese Welt literarisch eingespeist. Zwischen Katholizismus, Judentum und religiöser Skepsis ergibt sich so im Werk Thomas Hürlimanns ein herausforderndes biographisches, gesellschaftliches und religiöses Spannungsgefüge ganz eigener Prägung.



## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. Georg Langenhorst: „Ich gönne mir das Wort GOTT“. Religion und Gottesfrage in der Literatur des 21. Jahrhunderts (erscheint: März 2009, Herder, Freiburg/Basel/Wien).
- <sup>2</sup> Vgl. Christoph Gellner: Auf- und Ab- und Übergänge. Thomas Hürlimanns neuestes „Welttheater“ und die Bedeutung der Religion in seinem Oeuvre, in: Orientierung 71 (2007), 149-149.
- <sup>3</sup> Michael Braun: Verhängnisforscher, „Welttheater“-Autor. Laudatio auf Thomas Hürlimann zum Stefan-Andres-Preis 2007, in: Orientierung 72 (2008), 16–19, hier: 17.
- <sup>4</sup> Thomas Hürlimann: Die Tessinerin. Geschichten 11981 (Frankfurt 1984), 110.
- <sup>5</sup> Thomas Hürlimann: Das Holztheater. Geschichten und Gedanken am Rand. Zürich 1997, 14.
- <sup>6</sup> Thomas Hürlimann: Der Sprung in den Papierkorb. Geschichten, Gedanken und Notizen am Rand. Zürich 2008, 82.
- <sup>7</sup> Thomas Hürlimann: 40 Rosen. Roman. Zürich 2006, 200.
- <sup>8</sup> Thomas Hürlimann.: Der große Kater. Roman. Zürich 1998, 48.
- <sup>9</sup> Thomas Hürlimann: Fräulein Stark. Novelle. Zürich 2001, 8.
- <sup>10</sup> Fortan: Thomas Hürlimann: 40 Rosen. AaO. hier: S. 17.
- <sup>11</sup> Michael Braun: AaO., 19.

## Literaturdienst

**Thomas Dienberg, Gregor Fasel, Michael Fischer (Hrsg.): Spiritualität & Management. Grundlagenbeiträge, (Kirche – Management – Spiritualität, hrsg. von Thomas Dienberg, Bd. 1). Lit-Verlag, Münster 2007, 226 S. kart.; 39,90 EUR.**

Im aktuellen Strukturwandel in nahezu allen kirchlichen Bereichen Deutschlands, wie Orden, Pfarreien und Generalvikariaten/Zentralen, stellt sich in unterschiedlichen Formen immer wieder die Frage nach dem Verhältnis von Spiritualität und Management, vielfach jedoch nur in der Beschreibung von Defiziten auf der einen oder anderen Seite. Deshalb ist „ein wissenschaftlicher Diskurs zwischen beiden“ wohl von Nöten, jedoch ist er von gelegentlichen Beispielen und Umständen abgesehen bisher nicht institutionalisiert. Von daher ist es sehr beachtenswert, dass das am 18. Mai 2007 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule (in Trägerschaft der Kapuziner) in Münster gegründete „Institut für Kirche, Management und Spiritualität“ im Gründungsjahr einen Band vorlegt, der neben seinen zwölf Lehr-Modulen (210–222) fünf „Grundlagenbeiträge“ vorstellt. Der Hochschulrektor und Institutsgründer P. Thomas Dienberg OFMCap gibt einleitend auf 50 Seiten einen gut gegliederten, fundierten und aktuellen Definitionsversuch von – dem oft verschwommenen bzw. missbrauchten Begriff der – Spiritualität (vormals Frömmigkeit). Wie er fokussiert ausführt, versteht er darunter „einen Prozess, [nämlich] die fortwährende Umformung eines Menschen in leidenschaftlicher und engagierter Beziehung zur Welt, zum Menschen und zum Universum, wobei im christlichen Verständnis der persönliche Gott das dem Menschen Unverfügbare ist“ (1). Bei der christlichen Definition des Begriffs Spiritualität geht Dienberg von den Vordenkern H. U. von Baltasar, J. Sudbrack und B. Fraling aus und führt zur aktuellen Spannung von „erlebter Religion und dem Prinzip der Pfarrgemeinden“: „Eine Umstrukturierung hilft da nur sehr bedingt, vor allem dann, wenn Spiritualität nicht als Initialzündung den Veränderungsprozess in Bewegung setzen darf, sondern als Antrieb des Feuerlöschzuges dienen muss, um unliebsame, unvorhergesehene Folgen zu bekämpfen. Dann hilft nur noch die Bitte: Veni Creator spiritus“ (50).

Für das weite Feld von „Unternehmen der Caritas und Diakonie“ erarbeitet Michael Fischer (Universität